

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 35 (1912)

Artikel: Aus meiner Jugendzeit : 1828-1853
Autor: Ernst, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus meiner Jugendzeit

1828—1853.

Von Prof. Dr. Friedrich Ernst.

Vorbemerkung der Redaktion.

Der am 12. Februar 1911 verstorbene Professor Dr. F. Ernst hat in seiner letzten Lebenszeit begonnen, Erlebnisse und Eindrücke eines langen und arbeitsreichen Lebens niederzuschreiben. Leider sind diese Aufzeichnungen nicht weit gediehen. Sie brechen schon mit dem Schluß der Studentenzeit ab. Vom rein persönlichen Gesichtspunkt aus würde es sich nicht rechtfertigen, sie hier zum Abdruck zu bringen; denn der Verfasser hat, wie lebhaft immer seine innere Teilnahme an allem war, was in Staat und Gesellschaft um ihn vorging, doch nie stärker in die Entwicklung seiner Zeit eingegriffen, sondern sich auf seinen Beruf beschränkt, dem er mit voller Hingabe oblag. Aber seine Mitteilungen spiegeln Umgebung und Zeit, in der er aufwuchs, so anschaulich wieder, daß sie um dieses Grundes willen sicherlich allgemeineres Interesse aufweisen. Mit freundlicher Einwilligung der Hinterlassenen bringen wir sie deshalb auf den nachfolgenden Seiten zum Abdruck.

I.

Die Familie Ernst, der ich entstamme, ist ein altes bürgerliches Geschlecht der Stadt Winterthur. In den allgemeinen Stadtnotizen findet sich schon 1470 ein Ernst, wohnhaft am Graben; dann 1530 Peter Ernst, der in den Kappelerkrieg zog

unter Feldhauptmann Steiner von Winterthur und 1564 am gleichen Tag mit seiner Frau Anna von Wart starb. Von diesem Peter Ernst an datiert, dank der durch den Reformator Zwingli eingeführten und durch die Ortsgeistlichen von nun an genau nachgetragenen Taufregister, ein kontinuierlicher Stammbaum der Familie Ernst. Anfänglich Glaser und Panzermacher, wurden sie nachher im wesentlichen Weber, Tuchhändler und Kaufleute. Ein Sohn obigen Peters, namens Joachim, hatte vier Frauen und zeugte eine große Zahl Kinder. Von diesem Joachim an verzweigte sich die Ernstfamilie in sehr verschiedene Äste. Unsere nähern Vorfahren waren ungefähr 200 Jahre lang, 1648—1848, Tuchhändler zum „Pfauen“, so daß diese Tuchhandlung sich eines alten und guten Namens erfreute. Von diesen Vorfahren waren sehr viele Mitglieder des großen und kleinen Rates, zwei waren Stadtschreiber oder bekleideten neben ihrem Beruf noch andere städtische Verwaltungsstellen; einige widmeten sich dem Studium der Theologie und zwei dem der Medizin.

Mein Urgroßvater Hans Jakob Ernst zum „Pfauen“, geboren 1740, gestorben 1799, schied 1780 aus dem Tuchgeschäft aus und wurde Amtmann des Schlosses Wyden bei Hausen und Dssingen, welches damals nebst ausgebreiteten Ländereien der Stadt Winterthur gehörte. Er hatte zwei Frauen; aus erster Ehe mit Anna Hanhart stammte mein Großvater J. J. Ernst, 1771—1835; aus zweiter Ehe mit Susanna Reinhart sein Stiefbruder Salomon Reinhart, der 1810 zur katholischen Religion übertrat, nachdem er eine Göldlin von Tiefenau geheiratet hatte. Ich erwähne dieses katholisch gewordenen Stiefbruders meines Großvaters deshalb, weil sich die frühesten und schönsten Jugenderinnerungen an diesen Großonkel knüpfen.

Die Religionsänderung kam folgendermaßen: Er war Sekretär des damaligen Bundeskanzlers Mousson und mußte

mit der Bundeskanzlei alle zwei Jahre seinen Wohnsitz zwischen Zürich, Bern und Luzern wechseln. In Luzern verliebte er sich in ein Fräulein Theresia Göldlin von Tiefenau, welche als strenge Katholikin einen großen Einfluß auf ihn ausübte und ihm ihre Hand nur unter der Bedingung der Religionsänderung zusagte. Mein Großonkel war und blieb bis an sein Lebensende ein sehr frommer und aufrichtiger Katholik. Hiefür legen auch seine Söhne Zeugnis ab: sein ältester Sohn Eduard wurde katholischer Pfarrer in Ettiswil, später in Weggis und schließlich Chorherr in Beromünster; der zweite Sohn Bernhard widmete sich als Organist und Violoncellist wesentlich der Kirchenmusik, und sein jüngster Sohn war Kapitän in der päpstlichen Schweizergarde in Rom. Das Verhältnis der Familien in Luzern und Winterthur war trotz der Religionstrennung ein höchst intimes und herzliches, und gegenseitige Besuche nährten und pflegten dieses freundschaftliche Verhältnis bis ins dritte Geschlecht.

Mein Großvater Johann Jakob Ernst (1771—1835), auf den meine frühesten Jugenderinnerungen zurückgehen, war Kaufmann und handelte in baumwollenen und gefärbten Tüchern. Er übergab sein Geschäft meinem Vater, als dieser sich 1822 verheiratete. Ich sehe den kleinen, untersehten Mann noch stets die Wohnstube auf und ab spazieren, die lange irdene Pfeife im Munde haltend. Damals, also anfangs der Dreißigerjahre, hatte man noch keine Phosphorzündhölzchen, sondern große, dicke Schwefelhölzchen. Um die Pfeife anzuzünden, bedurfte man eines Stahls, Feuersteins und Zunders. So wurde der Zunder zum Brennen gebracht und auf den Tabak im Pfeifchen gelegt. Schien die Sonne klar zum Fenster herein, so wurde die Pfeife wohl auch mittelst Brennglas am Fenster angezündet, was uns Knaben sehr amüsierte.

Eine freundliche Erinnerung an diesen Großvater geht auf

die Weinlese 1834 zurück. Das Jahr war ein ganz vorzügliches Weinjahr, so daß überall die Weinlese in erhöhtem Maße gefeiert wurde. Unsere Familie besaß, wie jede gut bürgerliche Familie, ihren eigenen Rebberg. An dieser Weinlese, „Wümmet“, waren nun für uns Enkel, deren wir doch bereits fünf waren, an einem jungen Obstbaum oberhalb des Weinberges allerlei Spielsachen und Süßigkeiten aufgehängt, wie an einem Christbaum. Abends wurde ein schönes, brillantes Feuerwerk abgebrannt, reichlich aus kleinen Kanonen geschossen, ein großes Feuer angezündet und um dieses herum von den Rebleuten und den Mägden getanzt und gesungen. Der vorzügliche Bier- und dreißiger Wein wurde in jeder Familie sorgfältig gehegt und gepflegt und spielte noch mehrere Dezennien lang die Rolle des „non plus ultra“, was ein Winterthurer Bürger einem fremden Gaste offerieren konnte.

Als der Großvater 1835 starb, blieb seine Frau, geborne Elise Forrer (1777—1847), unsere liebste Großmutter, um welche wir uns täglich scharten, um ihren spannenden Erzählungen zuzuhören. Sie besaß einen herrlichen Humor und ein Talent zum Erzählen von Geschichten und Märchen, besonders anhand von Abbildungen, z. B. Däumling, Hänsel und Gretel uff.; dann Kriegsgeschichten, besonders Erzählungen aus den Erlebnissen der bösen Kriegsjahre 1799/1800. Mit malerischer Lebhaftigkeit schilderte sie uns jene Kriegserlebnisse, zum Beispiel wie sie sich mit unserem im Februar 1799 geborenen Vater, also einem neugeborenen Wickelkind, für mehrere Tage in den Keller flüchten mußte, um sich vor den Verheerungen und Plünderungen der Franzosen zu schützen. Sie schilderte besonders die Franzosen als böse und gefürchtete Soldaten, während die Kaiserlichen und die Russen gutmütiger gewesen seien. Im kalten Winter hatten meine Großeltern französische Soldaten einquartiert. Da diese das Zimmer zu kalt fanden,erspalteten

sie mit ihren Säbeln Tisch und Stühle und heizten damit den Ofen, natürlich, fügte die Großmutter im Erzählen bei, unter den höflichsten Entschuldigungen, wie Pardon Madame, oder avec votre permission, chère Madame. Allgemein war die Verstimmung gegen diese französischen Freiheit- und Gleichheitspender. Über die Russen beklagte man sich nur, weil sie die Anschlittkerzen aßen, und über die Österreicher wurden gar keine Klagen laut. Auch heitere Episoden teilte sie uns mit. So war zwischen den beiden Schlachten bei Zürich das österreichische Hauptquartier eine Zeitlang in Kloten und wurde eines Tages die „haute volée“ von Winterthur vom Generalissimus Erzherzog Karl nach Kloten zu einem Ball geladen. Mit einem gewissen Stolz erzählte sie uns, wie sie als junge, schöne Frau dort gefallen und der Erzherzog ihr förmlich den Hof gemacht habe. Diese Großmutter ist mir wegen ihres Erzählertalentes, ihrer Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit stets in lieber Erinnerung geblieben, und ihr Tod im Jahr 1847 betrückte mich so tief, daß ich auf die Trauerkunde von Zürich nach Winterthur reisend, aus dem Weinen fast nicht herauskam. Sie war und blieb zeitlebens die Sonne in unserer Familie; denn als im Jahr 1840 die schwere Krisis über unsere gute Mutter mit ihren acht Kindern hereinbrach, war sie es, die uns stets aufrichtete und ermunterte, nicht zu verzagen. Diesen frohen Humor hatte sie wohl von ihrer Mutter, Frau Anna Forrer-Sulzer, geerbt, welcher Urgroßmutter, gestorben 1832, ich mich noch sehr gut erinnere. Wir Urenkel besuchten sie wöchentlich. Sie lag stets im Bett und hatte jedesmal unter der Bettdecke feine Brötchen (Weggli) für uns bereit. Nebenan wohnte der Bäcker, dem sie dann an die Wand klopfte, um uns glauben zu machen, daß der Nachbar, Bäcker Studer, ihr diese warmen Weißbrötchen auf ihr Geheiß durch die Wand ins Bett schiebe. Sie konnte uns diese Fabel so plausibel machen, daß wir kleinen Kinder in der Tat glaubten,

die von ihrem Bett gewärmten Brötchen seien direkt aus dem Backofen des Nachbars in ihr Bett geschoben worden; sie schmeckten uns dann natürlich als neugebackene um so besser. Es scheint der Humor in dieser Familie Forrer vorgeherrscht zu haben.

Beim Rückblick auf die früheste Jugendzeit muß ich auch unseres väterlichen Wohnhauses gedenken, in welchem wir acht Geschwister geboren sind. Das Haus zum „Tannenbergl“ steht in der Mitte der Marktgasse, das heißt der Hauptstraße der Stadt. Es gehört somit zum ältesten Teil der Stadt, besteht wie alle Häuser dieser Straßenseite aus einem Vorderhaus, gegen die Marktgasse schauend, und einem Hinterhaus, dem Stadtgraben zugekehrt. Damals ging dieser Stadtgraben noch beinahe um die ganze Stadt herum. Wir Jungen wohnten im Hinterhaus, die Großeltern im vordern, woselbst übrigens im ersten Stockwerk sich die Bureaux und Magazine des Geschäftes befanden. In dem Stadtgraben weideten oft Schafherden; früher soll es auch Rehe darin gehabt haben.

In dieser Zeit der kleinstädtischen Gemütlichkeit befand sich fast vor jedem Haus am Trottoir der Marktgasse eine zum Haus gehörende Bank, auf der sich Alt und Jung am Feierabend lagerte. Man unterhielt sich mit der Nachbarschaft, besprach allfällige Neuigkeiten, und die Kinder der Nachbarn spielten froh und friedlich miteinander. In der Nähe von unserem Haus war die Post, woselbst die großen Postwagen, welche von und nach Zürich fuhren, Halt machten, und da diese Marktgasse die einzige rechte Straße zwischen Zürich und der Ostschweiz bildete, war der Güter- und Postverkehr in dieser voreisenbahnlichen Zeit ein sehr lebhafter. Begreiflicherweise wurde die Neugierde von Jung und Alt bei Ankunft dieser Postwagen mit ihren Beiwagen sehr gesteigert und jedesmal die sogenannte Konstanzer- oder St. Gallerpost von Neugierigen umlagert. Wer sich in die Zeit vor dem großen Briefpostverkehr, vor dem Telegraphen uff.

versehrt, wird begreifen, daß der Kleinstädter bei solchen Gelegenheiten stets nach Neuigkeiten auspähte. Auch das Warenhaus, das sog. Kaufhaus, war in der Nähe und somit unsere Umgebung die lebhafteste im ganzen Ort. Der Kleinhandel in Tüchern, Spezereien, Kolonialwaren, Eisenwaren ußf. war damals in Winterthur ziemlich lebhaft; denn die Bevölkerung des Tößtales, des Rempptales, des Weinlandes und eines Teils des Kantons Thurgau bezog ihren Bedarf von Winterthur. Außerdem hatte Winterthur schon damals einen ziemlich ausgedehnten Großhandel nach Italien und dem Orient, da mehrere Geschäftshäuser die bunten Tücher der Rotfärbereien der Umgebung nach Italien und dem fernen Osten sandten. Das Geschäft meines Großvaters, resp. meines Vaters, bestand in dem Zwischenhandel zwischen Baumwollwebern — und zwar Handarbeitern, da damals noch keine mechanischen Webstühle existierten — und den weitem Verkaufsstellen, ein Vermittlungsgeschäft, das dann Ende der Dreißigerjahre ziemlich einging und verkümmerte.

* * *

Ich kam am 5. August 1828 als drittes Kind zur Welt, und bald folgten in den Jahren 1830, 31, 33—35 und 39 die andern Geschwister, so daß unser Vater am 23. März 1840, an seinem Todestage, eine tiefbetrübte, trauernde Witwe und acht Waisen zurückließ.

Mein Vater hatte eine glückliche Jugendzeit verlebt als ältester Sohn und besonders beliebter und geschätzter Gesellschafter. Er machte seine kaufmännische Fremdenzeit in Livorno durch in einem Zürcherhause Ott. Livorno war damals noch ein sehr bedeutender Hafenplatz. Von dort aus machte er schöne Reisen nach Rom und Neapel.

Er war neben seiner Geschäftstätigkeit ein eifriger Militär. Im Jahr 1833 mußte er als Major des Bataillons Landolt

wegen der Baslerwirren nach Basel, wohin die Tagsatzung Okkupationstruppen hinsandte, um dem ausgebrochenen Bürgerkrieg ein Ende zu machen. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, den lieben Vater hoch zu Ross an der Spitze der Truppen nach Beendigung der Basler-Okkupation in Zürich einrücken zu sehen. Ich durfte auf den Anlaß mit meiner Mutter dorthin zu der befreundeten Familie Bögeli-Wiser. Die Uniform, überhaupt das Soldatenwesen hatte auf uns Kinder einen mächtigen Einfluß. So ist mir auch die Zeit der drohenden Kriegsgefahr mit Frankreich im Jahre 1838 noch sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben. Als sich die Schweiz weigerte, den Prinzen Louis Bonaparte, welcher mit seiner Mutter auf Arenenberg lebte, auszuweisen, und die Tagsatzung Truppen aufbot, um einen allfälligen Angriff Frankreichs abzuwehren, war auch das Bataillon, welches mein Vater nach dem Tode des Oberst Landolt kommandierte, auf Pikett gestellt. Mein Vater war voller Begeisterung und freudig bereit, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen. Als die Mutter in der Aussicht auf Krieg weinte, konnte ich sie nicht begreifen, sondern teilte ganz die Begeisterung des Vaters und war eigentlich betrübt, als kurze Zeit nachher die Aufregung sich infolge der freiwilligen Abreise Bonapartes legte und die Kriegsgefahr beseitigt wurde. Wir drei ältern Knaben wetteiferten in der militärischen Begeisterung und sahen unsern Vater am liebsten in Uniform und auf dem Pferde, während unsere liebe Mutter, nach unserem Empfinden sonderbarerweise, gar keine Freude an der militärischen Karriere kundgab. Sie hatte aber Recht, denn sie fühlte wohl, daß darunter das Geschäft litt.

Neben dem Handelsgeschäft und der militärischen Karriere versah mein Vater seit 1837 als Mitglied des engern Stadtrates das Departement der Domänen und des Forstwesens, was ebenfalls viel Zeit in Anspruch nahm. Er glaubte jedoch, diese

Stelle um so eher übernehmen zu können, als er seinen jüngsten Bruder Fritz, geboren 1802, als Associé ins Geschäft aufgenommen hatte. In die Zeit seiner stadträtlichen Tätigkeit fiel die Ausfüllung der Stadtgräben und die Anlage von neuen Straßen und Alleen an deren Stelle, ferner die Erbauung eines großen neuen Schulhauses auf der nördlichen Seite der Stadt.

Die Dreißigerjahre brachten mit der freieren und fortschrittlichen Gesetzgebung vom Jahr 1830 reges Leben in die damalige Bevölkerung, und so war auch mein Vater von diesem frischen Geiste erfüllt und wirkte in der Vollkraft seiner Mannesjahre nach verschiedenen Richtungen als guter Bürger emsig mit. Als aber im Winter 1838/39 die etwas einseitig radikale Regierung David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik berief, neigte er sich mehr und mehr derjenigen Richtung zu, welche das religiöse Volksempfinden respektierte und die bedroht scheinende christliche Religion glaubte schützen zu müssen. Es ging ihm wie vielen andern, welche sich aus Pietät und Anhänglichkeit an die Zwinglische Landeskirche gegen diese Berufung sperrten und sich gegen die Regierung, in welcher ihm befreundete Männer sich befanden, aussprechen mußten. Besonders bedauerte er, gegen den ihm nahestehenden Bürgermeister Melchior Hirzel Stellung nehmen zu müssen.

Dieser riesengroße Bürgermeister ist mir noch in gar gutem Gedächtnis geblieben. Im Jahr 1837 nahm mich mein Vater mit nach Zürich zu einer Dampfschiffahrt auf dem neu erbauten ersten Dampfer des Zürichsees. Als er auf dem dicht gefüllten Verdeck mit dem mächtigen Bürgermeister sich unterhielt, stand ich kleiner Knirps vor dem großen Manne, schaute mit staunenden Augen bald an ihn hinauf, bald bewunderte ich seine außerordentlich großen Füße. Ob dieser Betrachtung mußte der Bürgermeister lachen und nahm mich dann auf seinen Arm, damit ich auch eine Übersicht über das bevölkerte Schiffsverdeck

genießen könne, und ließ sich in ein freundliches Gespräch mit mir ein, wobei mir hauptsächlich auffiel, daß dieser Riese eine hohe Füstelstimme besaß, statt einer tiefen Baßstimme, wie ich nach seiner Größe annehmen zu müssen glaubte.

In dem kritischen Jahr 1839 gehörte also mein Vater der konservativen Partei an, welche aber in Winterthur in Minderheit stand. Wie es in solchen politisch aufgeregten Zeiten geht, wurde er in den Zeitungen der radikalen Partei sehr angegriffen, und in der Nacht vom 5. auf den 6. September war sogar sein Leben gefährdet, da er in seiner Stellung als Stadtrat das städtische Zeughaus gegen die drohende Vergewaltigung zu schützen hatte. Die Ereignisse griffen ihn gemütlich sehr an, und als dann im November eine große Typhusepidemie ausbrach, welche besonders an der Marktgasse viele Opfer forderte, wurde auch er samt drei von uns Kindern von der Krankheit befallen. Nach einer scheinbaren Besserung trat im Februar 1840 ein Rückfall ein, welcher seine Kraft erschöpfte und am 23. März seinen Tod herbeiführte im Alter von 41 Jahren.

Aus der Straußenputsch-Zeit haften noch mancherlei Erinnerungen in meinem Gedächtnis. Der Straßenkampf vom 6. September spielte sich auf dem Münsterhof und dem Paradeplatz am Vormittag ab; es blieben zirka fünfzehn Tote auf dem Platz. Wir hatten damals in Winterthur nachmittags 3—4 Uhr bei Rektor Heller Lateinunterricht und waren mit Übersetzungen kleiner mythologischer Erzählungen, also mit griechischer Göttergeschichte beschäftigt. In der Mitte der Stunde, als gerade von Zeus und den andern Göttern die Rede war, klopfte man an die Türe. Unser Lehrer ging hinaus und verblieb sehr lange vor der Türe in lebhaftem Gespräch mit seinem Sohne, einem stud. jur., der von Zürich herbeigeeilt war, um seinem Vater die Neuigkeit des Zusammenstoßes und der Sprengung der Regierung mitzuteilen. Wie es bei Schulbuben so leicht geht, be-

nutzt man eine solche Pause, um allerlei Schabernak zu treiben. Während nun vor der Türe auf dem Gang Vater und Sohn in traurigernster Stimmung sich über das Landesunglück und über das Blutvergießen unterhielten, waren wir Schüler in der ausgelassensten fröhlich übermütigen Stimmung. Plötzlich trat Rektor Heller wieder ins Zimmer zurück, verdeckte sein Gesicht mit seinem Taschentuch und weinte bitterlich. Wir waren um so verblüffter, als er uns laut zurief: „Liebe Schüler, Bürgerblut ist geflossen, Bürgerblut!“ Wir aber waren noch von dem vorangegangenen Schabernak erfüllt und lachten in die vor den Mund gehaltenen Hände, die einen leise, andere plähten halb lachend heraus. Der würdig ernste Rektor, sonst ein strenggläubiger Christ, im Augenblick aber mitten im Stoff der Unterrichtsstunde stehend, war ob solchem Gebahren so entrüstet, daß er in heftigster Erregung uns zurief: „Schämt euch vor den Göttern.“ Das wirkte und metamorphosierte uns vollständiger als es eine monotheistische Strafpredigt wohl vermocht hätte. Nach einer peinlichen Totenstille fuhren wir fort, die mythologischen Sätze zu übersetzen und uns mit den olympischen Göttern auszuföhnen. — Vor der Schule und auf der Straße gab es dann unter uns Knaben Kämpfe zwischen Straußianern und Antistraußianern. Selbst im Unterricht konnte man hie und da aus Äußerungen von leidenschaftlich politisch gefärbten Lehrern partiische Behandlung der Schüler fühlen, so daß gewisse Schüler für die politische Gesinnung des Vaters vonseits solcher Lehrer gestraft wurden. Die Gährung dauerte längere Zeit fort, bis die ruhigere Überlegung wieder die Oberhand gewann und selbst eifrige Parteigänger nachher zur Ansicht neigten, die Religion habe in diesem politischen Handel eine zu große Rolle gespielt.

Unser Vater war für uns ältere Geschwister ein herzenguter Vater, der besonders uns beiden ältesten Brüdern gar manchen Ausflug gönnte. An Sommersonntagen wurde der

Schauenberg oder der Trchel besucht, ja selbst das Hörnli wurde einmal bestiegen, und über ein Pfingstfest reisten wir mit ihm nach dem Hohentwiel und später einmal für einige Tage ins Appenzellerland, noch im Jahr 1839 auf den Rigi und nach Luzern. Bei seinen Wanderungen durch die seinem Departement angehörigen städtischen Waldungen nahm er uns oft mit, und so lernten wir die prächtigen Forste von Winterthur von Grund aus kennen und fühlten uns in denselben zu Hause. Auf einem solchen größern Spaziergang ging es einst nach Nestenbach, um das Land zwischen Töß, Wartgut und Wartbad zu inspizieren, ob es sich eigne für eine bevorstehende Musterung von zwei Bataillonen. Mein Vater hieß uns zwei Knaben am Rande des lang ausgedehnten Wieslandes ruhig warten, bis er wieder komme. Zur Ausmessung der Distanzen durchquerte er das Feld, wobei er immer kleiner und kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Nun begann mein älterer Bruder zu weinen und nach dem Vater zu rufen. Es wurde uns immer banger, und wir fühlten uns jämmerlich verlassen, so daß ich natürlich mitheulte. Die Distanz war aber so groß, daß der Vater uns nicht hörte. Nach einer wie uns dünkte unendlich langen Zeit erblickten wir ihn endlich wieder als kleinen Punkt, und in dem Maße wie dieser sich zur erkennbaren Figur vergrößerte, verminderte sich unser unsäglicher Schmerz. Doch waren nasse Augen und Schluchzen noch längere Zeit für den zurückgekehrten Vater Zeugen des großen Verlassenheitsgefühls, das uns übernommen hatte.

Mehrmals brachte ich in den Dreißiger- und Vierzigerjahren meine Ferienzeit bei dem katholischen Großonkel in Luzern zu, wo wir uns sehr heimisch fühlten und gerade den für Auge und Ohr, ja sogar für den Geruch anziehenden Kultus gerne mitgenossen, zumal sein Sohn Bernhard, Musiker und Organist, uns bei den hohen Messen in der Kirche extra gute Plätze

verschaffen konnte. Die gedeckte Brücke mit den geschichtlichen Abbildungen ergözte uns sehr. Im Hause des Onkels wurde lebhaft und schön musiziert und hörte ich dort zum erstenmal Quartettmusik, die auch als Novität sehr anzog. Violoncell spielte der Sohn Bernhard, und die andern Herren trugen geistliches Gewand, was dem Ganzen einen gewissen ehrwürdigen Anstrich verlieh. Auch der See war für uns Winterthurer Landratten ein großer Anziehungspunkt.

Schon in den Dreißigerjahren durften wir Knaben in den Konzerten der Winterthurer Musikgesellschaft in den Fenster-nischen Stehplätze einnehmen, und dadurch wurde schon früh Gehör und Geschmaç für gute Musik genährt und gepflegt, denn wenn auch das dortige Orchester klein und mit Ausnahme eines ersten Violinisten (Heisterhagen) aus Dilettanten bestand, so waren doch, den bescheidenen Verhältnissen entsprechend, die Leistungen unter der Direktion eines H. Methfessel recht gute und anerkennenswerte. Als kleiner Knabe frappierte und amüsierte mich in den Dreißigerjahren die Toilette der vornehmen Damen, welche damals stark defolziert im Konzert brillierten. Selbst ältere Damen ließen es sich nach damaliger Mode nicht nehmen, ihre wohlbeleibten Büsten als Konzertdekorationen zu präsentieren. Um die damaligen Konzerte erwarb sich die Familie Ziegler zum obern Steinberg (Ziegler-Bellis) mit ihren verschiedenen Zweigen sehr große Verdienste. Es herrschte sehr viel Musiksinn und Musikverständnis in ihr. Gewöhnlich sah man im Orchester vier bis sechs Familienglieder mitwirken. Der Großvater spielte den Kontrebaß, der Sohn das Violoncell, der Enkel Violine ußf. Die Mode, in den Zwischenakten die Hon-neurs zu machen, war sehr im Schwunge, viel mehr, als es jetzt der Fall ist; ja, man konnte den großen „Lions“ abfühlen, daß diese Entre-Actes für sie der wichtigste Teil des Konzertes waren. Auch sah man hie und da noch Herren mit Chabothemden und

Fräcken à l'Empire. Die Sängerinnen waren natürlich Frauen und Fräulein vom Ort selbst; so sangen zwei meiner Tanten sehr häufig Duette zusammen und wurden sehr afflamirt, was mir natürlich bis ins Innerste wohl tat. Das Konzertlokal war im damaligen Stadthaus im obersten Stockwerk. So klein und bescheiden die damaligen Verhältnisse waren, so blieben doch die Erinnerungen an diese ersten musikalischen Genüsse unverwischbar als Zeugnis des musikalischen Lebens und Strebens der kleinen Stadt an der Eulach.

Von Zeit zu Zeit etablierte sich eine wandernde Theatergesellschaft für einige Monate, um im alten Werkhof, später Kaserne, eine improvisierte Bühne aufzurichten und Lustspiele, leichtere Dramen, ja sogar einzelne Opern, wie Freischütz und Preziosa, aufzuführen. Auch solche Genüsse wurden uns in den Dreißigerjahren zuteil, freilich selten, aber dann waren sie um so wertvoller. Die Volkschlucht im Freischütz machte auf mein junges Gemüt einen furchtbar tiefgehenden Eindruck, der mich Nächte hindurch verfolgte. So fühlte ich mich, wenn ich abends zu Bette ging, oft mit großer Angst erfüllt, ob ein böser Geist nicht unter meinem Bette verborgen sein könnte. Ich nahm dann in der Angst einen Stock und fuchtelte damit unter dem Bett hin und her, um mich zu überzeugen, daß niemand sich dort verborgen habe. Erst nach solchen Exerzitionen konnte ich Ruhe und Schlaf finden.

Mein Schulleben begann, wie damals üblich, mit dem fünften Lebensjahr. Die Schulzimmer waren eng und schlecht ventiliert. Es gab zweierlei Primarschulen, eine bürgerliche und eine für Anfassen oder Hinterfassen, wie man sie damals nannte. Die Lehrer waren aber gut, und besonders in den Realklassen herrschte schon der lebenskräftige, moderne Geist des Thomas Scherr in den Lehrern Kübler und Rüegg, welche den Unterricht nach den Scherrschen pädagogischen Grundsätzen reformierten.

Ehe ich aber diese erste Lebensperiode, die frühere Jugendzeit verlasse, will ich doch noch der andern Seite meiner nächsten Verwandtschaft, nämlich der Familie, aus welcher meine liebe Mutter stammte, Erwähnung tun. Sie stammte aus einer sehr alten bürgerlichen Winterthurer Familie, ihr Vater war Konrad Haggemacher zum „Hirschengut“, und ihre Mutter eine geborne Sulzer, Schwester des damals hochangesehenen bayerischen Kammerherrn Baron Sulzer von Wart. Das Hirschengut war ein großes, langes Landhaus vor dem östlichen Tor, sogenanntes Obertor an der St. Gallerstraße. Es stand in einem großen Obstgarten und hatte als Anbau Stallung, Scheune und Pächterwohnung. Mein Großvater Haggemacher hatte fünf Töchter und zwei Söhne. Die Kinderjahre genossen wir in diesem Landgute im Kreise der vielen andern Kinder, welche den übrigen Familien entsproßten. Man hatte viel Gelegenheit zu spielen, und in der Heuernte belustigte man sich besonders damit, in den Heuschochen herumzupurzeln. Großvater Haggemacher war ein ernster, etwas kränklicher Mann, galt für einen außerordentlich gewandten Kaufmann, hatte viel ausländische Verbindungen und trieb nebenbei als Weinbergbesitzer noch einen ziemlichen Weinhandel. Er starb im Jahr 1842, also zwei Jahre nach meines Vaters Tode. Der Großmutter verblieb bis zu ihrem Tode 1858 das Hirschengut.

Die Neujahrstage in diesem Hirschengut waren stets sehr gefeierte Familienfeste, an welchen sich die zahlreichen und kinderreichen Familien der fünf Töchter und der zwei Söhne vereinigten. Es wurden kleine Theaterstücke aufgeführt, etwas musiziert und Kinderspiele arrangiert, so daß sich manche freundliche Erinnerung an diese Hirschengut-Feste knüpft. Immerhin war aber unsere Anhänglichkeit an die Großmutter Ernst viel größer und intensiver, zumal Großmutter Haggemacher über ihre große Enkelschar eher seufzte als sich freute. Sie hatte offen-

bar einen eher schwermütigen Zug in ihrem Charakter, war also der größte Gegensatz zur andern Großmutter, und so war auch der „spiritus familiaris“ im Hirschengut und dessen Grenzen kein eigentlich froher, zutunlicher und wohltuender. Wenn an den Familientagen diese fünf verheirateten Töchter nebst Sohnsfrau am Nachmittag durch den Obstgarten zusammen auf und ab spazierten, jede mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, so machten die still und düster dahinwandernden Frauengestalten auf die Nachbarn den Eindruck, als ob nur Trauer und Kummer auf den Gesichtern zu lesen wäre; kein Lächeln oder scherzende Bewegung war bemerkbar, nur Leichenbitterstimmung herrschte, als ob die Strickarbeit eine drückende Last wäre. Zu diesem humorlosen Wesen mögen die vielen frühzeitigen Todesfälle viel beigetragen haben. Schon 1835 starb der älteste Schwiegersohn von zirka sechs bis sieben Kindern weg, 1840 unser Vater von acht Kindern, bald nachher der dritte Schwiegersohn und der älteste Sohn, ebenfalls von zahlreichen Familien weg, so daß in den Fünfzigerjahren die Großmutter Haggenschmader wohl fünfundzwanzig verwaiste Enkel um sich scharen konnte. Ihr jüngerer Sohn war bis zum Jahr 1830 Offizier in holländischen Diensten im Regiment Ziegler. Dann verheiratete er sich mit einer reichen holländischen Gutsbesitzerin, welche Ehe aber nicht sehr glücklich ausfiel, zumal diese Frau zwanzig Jahre älter war als ihr Mann. Nachdem er sich 1846 von ihr getrennt hatte, verheiratete sich dieser sonderbare Mann im Aargau mit einer zwanzig Jahre jüngern schönen Wirtstochter in Lauffohr bei Brugg, kaufte dort eine Insel unmittelbar unterhalb der Vereinigung der drei Flüsse Aare, Reuß und Limmat, machte sie urbar, baute sich ein Häuschen und lebte dort vergnügt in seiner zweiten Ehe. Bei diesem Onkel Robinson auf der Aareinsel verbrachte ich einmal einige herrliche Ferientage und bewunderte, was er aus diesem öden Eiland gemacht hatte. Es war

durch schönen Garten und schöne Allee geziert, und so klein auch das niedliche Häuschen war, so groß war andererseits seine Gastfreundschaft und sein Geschick, seine Gäste in allen Winkeln wohnlich unterzubringen. In einer frohen Stimmung erzählte er mir dann viel von Holland und wie er zu seiner ersten Frau gekommen sei.

Er war Offizier auf der Festung Bergen op Zoom in der Nähe des Städtchens Steenberg, woselbst die Offiziere ihre Bekanntschaften suchten. Als um 1832 die Schweizerischen Regimenter infolge der politischen Umwälzung aufgehoben wurden und die Offiziere auf dem Trockenen saßen, da kam über manchen die Lust, eine reiche Holländerin zu heiraten, um sich auf diese Weise schadlos zu halten. In Steenberg wohnten zwei ältere unverheiratete Damen, welche als sehr reich galten. Auf diese hatten es mein Onkel und zwei seiner Freunde abgesehen. Als sie eines Tages am Hause dieser Damen vorbeigingen und noch zögerten, an der Hausglocke zu läuten, um sich den Damen zu präsentieren, zog einer derselben unversehens die Glocke, und als die Türe aufging, schoben sie meinen Onkel in den Hausgang hinein und schlossen dann hinter ihm die Haustüre wieder zu. Er war nun gefangen, ging zu den Damen hinauf, präsentierte sich und gefiel mit seiner lebenswürdigen Art um so mehr, als er zudem ein höchst schmucker und schöner Mann war. Er machte nach angenehmer Teeunterhaltung der einen Dame einen Heiratsantrag und reüssierte. Jahrelang lebte er mit ihr glücklich auf ihrem großen Landgut „Dassenberg“ und kam zirka 1836 mit ihr auch nach Winterthur, um sie seinen Eltern und Geschwistern vorzustellen. Ich erinnere mich der holländischen Tante noch sehr gut. Schön war sie nicht, wohl aber sehr freundlich und uns Kindern gegenüber äußerst lebenswürdig. Alles war entzückt über die Wahl, trotz des großen Altersunterschiedes, und noch anfangs der Vierzigerjahre waren die Verhältnisse

so gut, daß nach dem Tode meines Vaters zwei meiner Geschwister auf Wunsch des Onkels und seiner Frau nach Holland auswanderten, um dort erzogen zu werden. Leider änderten sich dann die ehelichen Beziehungen und führten zur Trennung. Meine Geschwister aber kehrten wieder in die Heimat zurück. Es ist nie aufgeklärt worden, wie dieses Mißgeschick heraufwuchs. Nur munkelte man, daß katholische Geistliche intriguiert hätten, um die der katholischen Kirche angehörende Großgrundbesitzerin in ihre Hände zu bekommen.

Es wäre eine Unterlassungssünde, würde ich unter den Verwandten des Hirschengutstammes nicht des treuen und lieben Onkel Doktor Studer erwähnen, welcher die dritte Tochter Haggemacher zur Frau genommen hatte. Er wollte eigentlich die vierte Tochter sich ausbitten, welche schöner und intelligenter war; allein Großpapa Haggemacher war als guter Berechner und Kaufmann der Ansicht, daß die Abgabe seiner Töchter nur der Reihenfolge nach, also nach der Altersstufe vor sich gehen könne, womit sich dann schließlich Dr. Studer einverstanden erklärte. Großpapa Haggemacher hatte als kluger Mann auf diese Art vermieden, daß seine Nr. 3 sitzen blieb. Für die beiden jüngern Töchter war ihm nicht bange, da sie mehr Vorzüge hatten als jene. Übrigens lebte Onkel Dr. Studer mit seiner Frau sehr glücklich, und da er ein Brausekopf und etwas heftiger Art war, so mochte auch die Verbindung mit der sanften, gutmütigen Luise die richtige sein; denn Nr. 4 hätte sich seinen etwas brüskten Manieren sicherlich weniger gefügt.

Dieser Onkel Dr. Studer war unser Hausarzt, und wir alle hingen mit großem Zutrauen an ihm, zumal er auch in der schweren tödlichen Krankheit unseres lieben Vaters treu und herzlich zu uns gehalten hatte und eine wohlwollende Stütze für unsere schwergeprüfte Mutter war. Ihm habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß ich studieren durfte; denn außer ihm

und Herrn Reinhart im heiligen Berg fanden alle Verwandten, vorab die Großmutter Haggemacher, daß das Studium der Unkosten wegen unmöglich sei.

Meine Jugendjahre bis zum Jahr 1840, dem Todesjahr meines Vaters, verliefen freudig und glücklich im Kreise meiner Geschwister und getragen von liebenden Eltern. Ich kann wohl sagen, daß diese heitere Jugendzeit im grellen Kontrast steht mit der schweren Katastrophe, welche der frühzeitige Tod unseres Vaters herbeiführte. Als er am 23. März 1840 in seinem 41. Lebensjahr starb und die waisenamtliche Untersuchung herausstellte, daß die Situation des Geschäftes und somit die ganze ökonomische Lage der zahlreichen Familie höchst bedenklich sei, war das Erstaunen und der Schrecken der weitem Verwandten-Kreise sehr groß. Die Erkenntnis der bitteren Wirklichkeit brachte große Bestürzung hervor, und besonders die Großeltern im Hirschengut waren sehr niedergeschlagen und verstimmt. Unsere gute Mutter mit ihren acht Kindern, von denen das älteste fünfzehn Jahre alt war und das jüngste bloß drei Monate zählte, war geknickt. Es wurde Familienrat gehalten und beschlossen, man sollte trachten, unsere Mutter zu entlasten und womöglich einen Teil der Kinder zu versorgen bei andern Verwandten. So kam es, wie schon oben erwähnt, daß zwei meiner Geschwister zu dem kinderlosen Onkel nach Holland reisten. Ich kam zu Herrn Caspar Reinhart zum „Heiligen Berg“, welcher ein Freund meines Vaters war. Mit diesem Auseinanderreißen der Kinder war meine liebe Mutter anfänglich gar nicht einverstanden, und es schmerzte sie tief, ja sie fand es unbarmherzig, daß man nicht auf andere Weise helfen könne. Doch fügte sie sich in die unabänderliche Lage. Mit diesem Ereignis schließt meine erste Jugendzeit ab.

II.

In meine neue Heimat in der Familie Reinhart lebte ich mich nach und nach gut ein, und zwar um so leichter, als ich mit einem der Söhne in dieselbe Schulklasse ging. Wie ich nachher vernahm, hatte sich Herr Reinhart zu meiner Aufnahme in seine Familie besonders deshalb entschlossen, weil er diesem Sohne einen guten Kameraden beigefellen wollte. Immerhin war sein Entschluß ein höchst uneigennütziges; denn er besaß bereits eine ziemlich große Familie; aus seiner ersten Ehe hatte er vier Kinder und aus seiner zweiten Ehe mit Berta Heß von Zürich bereits zwei, denen in den Vierzigerjahren noch vier weitere folgten. Mama Reinhart-Heß war über diesen Entschluß, mich noch aufzunehmen, gar nicht entzückt, da sie als zweite Frau bereits vier Kinder angetreten und das Gefühl hatte, sie hätte eigentlich diese neue Bürde nicht nötig. Dessenungeachtet ließ sie mich diese Abneigung absolut nicht fühlen, sondern behandelte mich wie jedes der andern Kinder, liebevoll und freundlich. Überhaupt war ich schon von Anfang an von dem Sinn und Geist, der in der Familie herrschte, sehr eingenommen und blieb zeitlebens für die dort verlebten vier Jahre dankerfüllt. Ich wurde wie das Kind vom Hause behandelt. Im Winter wohnte man in der Stadt im sogenannten „Untern Steinberg“, wo sich auch das Bureau befand, und im Frühjahr und Sommer bis zum Spätherbst auf dem hoch über der Stadt gelegenen Landsitz zum „Heiligen Berg“. Hier also verlebte ich die Jugendzeit vom 12.—16. Altersjahr und reifte so allmählig heran, um dann nach der Konfirmation am Palmsonntag 1844 an das obere Gymnasium nach Zürich überzusiedeln.

In der Familie Reinhart herrschte unter Anregung des geistig sehr intelligenten Familienvaters ein guter Genius und eine exakt geregelte Hausordnung. Morgens wurde man zeitig geweckt und mußte der Körper reichlich gewaschen werden.

Sauberkeit und Ordnungssinn wurden gepflegt. Vor dem Mittagstisch wurde ein Tischgebet verrichtet, ebenso abends. Die Bettstunde wurde ebenfalls streng innegehalten. Es herrschte viel Musiksinn in der Familie, und so wurden hier nach einigem Unterbruch auch meine schon zu Hause begonnenen Klavierstunden fortgesetzt. Auch die andern Kinder pflegten die Musik, je nach ihren Anlagen. Oft wurde an Sonntagabenden zusammen musiziert, Duett und Trio gesungen und Violine und Klavier gespielt.

Papa Reinhart war ein äußerst vielseitig gebildeter Mann, gar nicht von der Schablone der einseitig auf Zahlen und Rechnen beschränkten Kaufleute. Wenn er uns im Sommer morgens um sechs Uhr weckte, war er bereits im Garten schon länger, Schiller, Goethe oder Herder lesend, auf und ab spaziert. Er war in Winterthur Meister der kleinen Freimaurerloge und stand als solcher mit der großen Loge in Zürich (Modestia cum libertate) in enger Verbindung. Durch diese Logenfreundschaft mit den Zürchern Dr. L. von Muralt und Dr. Meyer-Hofmeister kam er auch zu seiner zweiten Frau Berta Heß, welche sehr befreundet mit den beiden Frauen Doktoren war, und so führte diese Freundschaft später auch mich als Gymnasiasten und Studenten in diese Zürcherfamilien ein. Die beiden Zürcher Herren kamen wiederholt mit Frau und Kindern auf eintägigen Besuch auf den Heiligen Berg, und so machte ich schon als vierzehnjähriger Knabe mit dem neun- bis zehnjährigen Kinde Betty von Muralt, meiner nachmaligen ersten Frau, Bekanntschaft.

Papa Reinhart war auch ein sehr tätiges Mitglied der kantonalen Postbehörde. Er war in dieser Behörde wohl sehr maßgebend und mußte häufig nach Zürich zu Sitzungen. In der Politik stand er nicht in den vordern Reihen; doch wurde er als geistig hervorragender Kaufmann und vielseitig gebildeter Mann in den Dreißigerjahren in den Großen Rat des Kantons gewählt

und hat in diesem Rat in verschiedenen Fragen eine Rolle gespielt. Sein Kaufmannsgeschäft hatte verschiedene Branchen. Je nach dem Wechsel der Zeit und der kommerziellen Lage wußte er sich durch Aneignung neuer Geschäftszweige auf der Höhe zu erhalten. Mitte der Vierzigerjahre dehnte er sein Exportgeschäft nach dem Orient, nach Konstantinopel, Smyrna und Beirut aus, knüpfte dort Verbindungen an, erlitt dann aber in der Krise des Jahres 1848 einen sehr schweren Schlag. Ein tüchtiger Geschäftsführer, Herr Groß in Konstantinopel, und sein ältester Sohn Theodor in Smyrna starben fast gleichzeitig in dieser kritischen Zeit, und zwar in nicht ganz aufgeklärter Art, so daß man Vergiftung vermutete. Trotz seinen bereits fünfzig Jahren reiste er selbst nach dem Orient, ordnete dort die zugrunde gerichteten Geschäfte und knüpfte neue Verbindungen an, indem er sich auf den Handel mit ägyptischer und amerikanischer Baumwolle warf. Anfangs der Siebzigerjahre starb er als sehr vermöglicher Mann, ein Muster von Fleiß, Arbeitskraft und Ausdauer.

Mir persönlich war er zeitlebens sehr zugetan. 1854 besuchte er mich in Wien und 1855 in Paris. Als er mich in Paris in ziemlich einfachen und etwas abgeschossenen Kleidern, wie sie für arme Studenten und unbemittelte Doktoren passen, im Quartier latin überraschte, fand er meinen Anzug absolut unpassend und wünschte des bestimmtesten, daß ich mich mit bessern Kleidern versehen; denn, fügte er bei, „Kleider machen Leute“. Er gab mir die Adresse seines Pariserschneiders, Herrn Stoß, Place de la bourse 4, und einen Kreditbrief „non limité“ an das Bankhaus Marcuard & Cie. Als ich bei dem Schneider eintrat, erklärte mir dieser, er sei bereits instruiert, was er für mich anfertigen müsse; es bleibe nur übrig, das Maß an mir zu nehmen. So wurde ich aufs feinste equipiert und hatte für die folgenden zwei Jahre, also für die Anfangszeit meiner zürcherischen ärzt-

lichen Tätigkeit, hinlänglich feine und nach neuester Mode geschnittene Kleider. Als ich dann nach meiner Heimkehr meinen Wohltäter in Winterthur besuchte und mich entschuldigte, ihm so große Ankosten bereitet zu haben, erwiderte er lachend, ich sei nur zu sparsam gewesen. Im Geschäftsleben galt er für sehr exakt und sogar knauserig, aber ich meinerseits habe ihn nur freigebig erfahren. Nach meiner Ansicht widersprechen sich übrigens diese beiden Eigenschaften nur scheinbar. Personen, in denen sie sich vereinigten, habe ich in meiner über ein halbes Jahrhundert dauernden ärztlichen Tätigkeit vielfach kennen und schätzen gelernt.

Auf dem „Heiligen Berg“ schliefen wir vier Knaben im geräumigen sogenannten Saal, dem alten Refektorium der frühern Chorherren, einem fahlen, schmucklosen Raum. Abends mußten wir im Garten mit Wasser und einer andern, nicht wohlriechenden Flüssigkeit das Gemüse und den Salat begießen und überhaupt uns nützlich machen. Mama Reinhart führte ein liebevolles, aber strenges Regiment und überwachte unsere landwirtschaftliche Tätigkeit, während sie in ihrem Lieblingsblatt, der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung“ las oder mit einer Freundin zusammen auf einer Gartenbank sich unterhielt. Im Jahr 1842 durfte ich mit den beiden Söhnen Theodor und Louis und etwa zehn andern Schülern unter Leitung zweier Lehrer eine Ferienreise machen über Gotthard, Furka, Grimsel, Brienzer- und Thunersee, Emmental und Entlibuch über Luzern nach Hause zurück. Die genußreiche Tour gehört zu meinen schönsten Jugenderinnerungen.

So verliefen die Jahre 1840—1844 im neuen Heim für mich recht vergnüglich. In der Schule kamen in dieser Zeit das Lateinisch und später das Griechische an die Reihe. Das Gymnasium war im ganzen gut. Lobend möchte ich zumal unseres zweiten Lateinlehrers, Rektor Troll, erwähnen, welcher ein

vorzügliches Lehrtalent besaß und trotz seiner Strenge und seines durch starkes Schielen etwas unheimlichen Gesichtsausdruckes meine große Zuneigung hatte, so daß ich ihn auch noch später, wenn ich von Zürich in die Ferien nach Hause kam, aus alter Anhänglichkeit oft besuchte.

* * *

Im Frühjahr 1844 trat ich in Zürich in die erste Klasse des obern Gymnasiums ein. Im Aufnahme-Examen wurden wir Winterthurer-Aspiranten in den alten Sprachen als ungenügend taxiert, in der Mathematik jedoch als vorzüglich, so daß die letztere gute Note die schlechten aufwog. Diese drei Jahre des obern Gymnasiums verliefen ziemlich schablonenmäßig. Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen ließ anfänglich keine rechte Liebe zu diesen Fächern aufkommen. In der dritten Klasse hatten wir dagegen das Glück, den berühmten Philologen Johann Caspar von Drelli zu genießen. Freilich war er schon alt, aber doch noch voll Feuer. Der Unterricht in der deutschen Sprache bei Professor Etmüller war ledern; um so mehr liebten wir Winterthurer den Unterricht in Algebra und Mathematik bei Professor Raabe, da wir in diesem Fache gut vorbereitet waren, was bei den vom zürcherischen untern Gymnasium herkommenden Schülern nicht der Fall war. Unsere Klasse war ausnahmsweise gut in intellektueller Beziehung; weniger in bezug auf das Betragen, ja es kam bei den Jahrespromotionen zweimal vor, daß Rektor Fäsi in öffentlicher Rede betonte, wie diese Klasse sich zwar durch große geistige Anlagen und Vorzüge auszeichne, aber in bezug auf Betragen leider sehr viel zu wünschen übrig lasse. Es waren in der Tat Schüler darunter, welche später sich großen Ruf erwarben. So zum Beispiel Albert Lange, später Professor der Philosophie und Verfasser der „Geschichte des Materialismus“; Gottlieb Ziegler, später Pfarrer, Regierungs-

rat, Nationalrat u. s. w.; Salomon Bleuler, Pfarrer, Nationalrat politisches Haupt der demokratischen Bewegung von 1867/68 und schneidig scharfer Redaktor des „Landboten“; Arnold Cloetta, später Professor der Medizin; Wilhelm Kambli, Dekan in St. Gallen und Haupt der kirchlichen Reformpartei; Friedrich Meyer, Sekretär des Erziehungsrates und des Kirchenrates, ein lebendiges Lexikon und ein Mann von einer klassischen Ruhe und Objektivität; Heinrich Weidmann, Staatschreiber, leider jung gestorben, und Johann Böhhard, Staatschreiber, vielleicht der intelligenteste von allen, aber leider sittlich später zerfallen.

In die Gymnasialzeit von 1844—1847 fiel die Zeit der großen politischen Gährung, der Freischarenzüge, der großen Volksversammlung im Jahr 1845 in Unterstrass, durch welche die konservative Regierung von Zürich gesprengt wurde, der Befreiung des Luzerner liberalen Hauptes Dr. Steiger aus der Gefangenschaft, kurz aller der aufregenden Ereignisse, welche dann 1847 zum Sonderbundskriege führten. Es war eine Zeit der politischen Zeitungskämpfe, der Karikaturen, der persönlichen Verunglimpfungen und Beleidigungen, welche auch auf uns Jünglinge von neunzehn und zwanzig Jahren sehr aufregend und gährend einwirkte; ist man ja gerade in diesen Jahren für freiheitliche Bestrebungen um so empfänglicher, da man sich durch Schulgamaschendienst beengt und gefesselt fühlt. Diese revolutionäre Zeit hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß unser Rektor Fäsi bei den Promotionen unsere Klasse in bezug auf Betragen so ungünstig qualifizierte; denn wo viel Intelligenz vorhanden ist, da sammelt sich auch viel Zündstoff an. Dazu kam, daß einer unserer Mitschüler, Böhhard, in dem damals berühmten „Café littéraire“, dem Sammelpunkt der Fortschrittspartei, wohnte und uns in der Schule stets mit den neuesten Ereignissen vertraut machte. Zudem hatte seine Schwe-

ster, die spätere Frau Oberst von Drelli, bei der schwierigen Befreiung des Dr. Robert Steiger aus dem Kesselturm in Luzern mitgewirkt, weshalb sie für uns Jünglinge eine Art Jungfrau von Orleans und von uns entsprechend gefeiert wurde. Dieser Mitschüler Boshard dominierte in der Klasse vermöge seiner großen Intelligenz und seiner politischen Frühreife, welche er sich in dem täglichen Verkehr mit den Leitern der radikalen Partei angeeignet hatte, und so bewirkte er, uns förmlich suggerierend, daß wir eine fast revolutionäre Stellung an der Kantonschule einnahmen, die dann hie und da von oben herab gedämpft wurde, selbst vonseite der Aufsichtsbehörde.

Als in den Jahren 1845/46 die eidgenössische Tagsatzung in Zürich tagte und die Verhandlungen wegen der politischen Wirren, besonders wegen der Freischarenzüge sehr stürmisch waren, besuchten wir aufgeregten Gymnasiasten oft die Tribüne des Ratsaales, soweit es der Schulunterricht zuließ. Wir verfolgten die Debatten, die oft sehr leidenschaftlich geführt wurden; ja, ich war auf der Tribüne, als der Berner Gesandte Ochsenbein den Gesandten von Schwyz, Oberst Abjberg, in offener Sitzung zum Duell herausforderte, wodurch eine stürmische Szene entstand, die der präsidierende Dr. Zehnder fast nicht beschwichtigen konnte.

Solche Erlebnisse nährten in uns die Leidenschaft für die Politik, so daß wir dann im Entscheidungsjahr 1847, dessen Frühjahr uns endlich die Maturität gebracht hatte, unser erstes Semester an der Hochschule, entsprechend der nun erlangten akademischen Freiheit, neben den Fachkollegien ausschließlich dem politischen Denken und Kannegießern widmeten. Als dann aber am Anfang des zweiten Semesters am 23. November durch das Gefecht bei Gislifon und durch die vorzügliche strategische Leitung des Generals Dufour der Sonderbund besiegt worden war, trat eine merkwürdige Stille und Ruhe ein und kehrte auch in uns

aufgeregten Köpfen vernünftige Überlegung und damit Liebe und Eifer zum Studium ein. Es folgten nun die Jahre des fleißigen Fachstudiums. Eine kurze Zeit gehörte ich dem Zofingerverein an. Als sich aber eine Spaltung geltend machte, trat ich aus, da ich des politischen Treibens satt geworden war und mich zudem das Studium der Medizin von Semester zu Semester immer mehr fesselte.

Den studentischen Verbindungen blieb ich, nachdem ich aus dem Zofingerverein ausgetreten war, ferne, mit Ausnahme des Turnvereins, dem ich noch einige Semester lang angehörte und als dessen Angehöriger ich im Jahre 1849 im Zentralkomitee für das in Zürich abgehaltene eidgenössische Turnfest saß. Ich war eifriger und gewandter Turner und verdanke wohl teilweise diesen körperlichen Übungen meine Gesundheit und Widerstandskraft. Nach diesem eidgenössischen Turnfest, welches die Mitglieder des Zentralkomitees sehr in Anspruch genommen hatte, trat ich auch aus diesem Verein aus und konzentrierte mich auf mein Fachstudium. Die propädeutischen Fächer waren teilweise sehr gut besetzt, so die Chemie durch Löwig, die Physik durch Mousson, die Botanik durch Heer; die Zoologie dagegen unter dem alten Naturphilosophen Ofen war nicht mehr zeitgemäß. Die Anatomie unter Meyer und die Physiologie unter Engel waren gut; leider war ich aber nicht mehr Schüler des Physiologen Ludwig, welcher erst nach Zürich kam, als ich dieses Fach schon hinter mir hatte. Am meisten zogen mich die Kliniker Locher-Zwingli und Hasse an, besonders der letztere, welcher mich nach Vollendung meiner Studien zu seinem klinischen Assistenten erkor, was für meinen Lebensweg entscheidend wurde. Hasse war ein Pionier der neuen objektiven, auf pathologisch-anatomischer Kenntnis beruhenden Auffassung der Krankheit und hatte ein vorzügliches Lehrtalent. Er war ein Lehrer „von Gottes Gnaden“ und deshalb allgemein beliebt und geschätzt.

Locher war ein Schüler des alten Göttinger Langenbeck und leistete als Chirurg Vorzügliches; besonders beobachtete er eine pedantische Reinlichkeit und gehörte somit schon damals, gewissermaßen unbewußt, der aseptischen Schule an. Antisepsis und Asepsis waren ja noch ganz unbekannte Begriffe, denn sie beherrschten erst ein Vierteljahrhundert später die Chirurgie. Was Locher operativ vornahm, war gut und korrekt; aber seine Operationskunst war beschränkt und von den damals bereits geübten Knochenresektionen wollte er nichts wissen. Dafür ergänzte ein deutscher rühriger Chirurg, Giesker, der sich als Privatdozent etabliert hatte, den Chirurgielehrer, was dieser aber nicht gerne sah.

Neben den klinischen Fächern fesselte mich die neu aufblühende Mikroskopie und Histologie unter Professor Frey, und da ich mich dessen voller Zuneigung zu erfreuen hatte, arbeitete ich bei ihm meine Spezialarbeit für die Doktordissertation aus, „Über die Verteilung der Blutgefäße in dem Darm“, wobei ich die Capillarneke des Magens, des Darmes und besonders die Capillarneke im Innern der Benerschen Plaques und solitären Drüsen nachwies, wodurch zum erstenmal diese Drüsen als Lymphdrüsen erkannt wurden, während sie früher mehr als absondernde Organe, ähnlich der Labdrüse und Lieberkühnschen Drüse aufgefaßt worden waren. Dieser neue Befund gab meiner Dissertation einen gewissen höhern Wert.

In den Studienjahren 1847—1851 hatte ich verschiedene Wohnungen inne, die mir aber anfänglich nicht recht zusagten. Da machte ich Bekanntschaft mit meinem nachmaligen Freund Wilhelm Haffter, der mich einlud, ein leeres Zimmer neben dem seinigen bei einem Herrn Rollenbusz am Hirschengraben zu beziehen. Das war eine glückliche Wahl. Hier verlebte ich unter einem musterhaften, liebenswürdigen Philisterpaar und neben vorzüglichen Studenten und andern jungen Leuten den Rest

meiner Studienzeit und fühlte mich eigentlich zum erstenmal heimisch im Zürcher Philisterium. Herr Rollenbuck, der letzte eines altzürcherischen Geschlechtes, war Kontrolleur in der Neumühle, und seine Frau war eine praktische und frohmütige Hausfrau, welche es gut verstand, junge Leute richtig zu behandeln, ans Haus zu fesseln und ihnen als wohlmeinende Philistermutter zur Seite zu stehen. Haffter und ich hatten zwei ineinandergehende Zimmer. Wir hatten ein gemeinsames Klavier gemietet, und so wurde abends oft musiziert, gesungen und kleine Aufführungen arrangiert. Hier blieb ich bis Frühjahr 1850, in welcher Zeit ich mich auf die Examen vorbereitete und daneben noch die Kliniken besuchte. Da erkrankte ich am Typhus und kehrte gegen Schluß des Wintersemesters krank nach Hause zu meiner Mutter, welche mich für einige Monate als Patient aufnahm und verpflegte.

Nach mehreren Monaten kehrte ich dann wieder in dieselbe Wohnung nach Zürich, mußte aber die Präparation zum Examen gewissermaßen wieder frisch aufnehmen, bestand dann das Doktorexamen und trat im Frühjahr 1851 als klinischer Assistent bei Professor Haffse ein, in welcher mich beglückenden Stellung im Kantonspital ich zwei Jahre verblieb bis zum Wegzug Haffses nach Heidelberg.
